

MARIE
ANHOFER

RABENVIEH

unvergessen



© 2025 Marie Anhofer

Covergestaltung:
Constanze Kramer, coverboutique.de

Buchsatz:
Franziska Junghans, ka-und-jott.de

Bildnachweise:
©jakkapan, ©schankz – stock.adobe.com
©Cristina Conti – shutterstock.com
freepik.com, rawpixel.com

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:
Buchschniede von Dataform Media GmbH
Julius-Raab-Straße 8
2203 Großebersdorf
Österreich

www.buchschniede.at – Folge deinem Buchgefühl!
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at

ISBN:
978-3-99181-068-1 (Printausgabe Buchschniede)
978-3-384-50585-9 (E-Book bei tredition)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der:s Autor:in unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

*Als Erinnerung an die Vergangenheit,
Mahnung für die Gegenwart,
und Auftrag für die Zukunft.*

VORWORT

Das Leben bei meinen Pflegeeltern liegt mittlerweile sehr viele Jahre zurück, doch einiges, was sich bei ihnen zugetragen hat, ist heute noch so präsent, als hätte es sich erst unlängst zugetragen. Diese Erlebnisse haben sich regelrecht in mein Gedächtnis eingebrannt. Warum Ereignisse wie die hier beschriebenen für mich noch immer so lebendig sind, während hingegen andere Erinnerungen überhaupt nicht vorhanden sind, weiß ich nicht. Meine Erinnerungen an meine Kindheit sind daher sehr lückenhaft.

So oft habe ich in all den Jahren versucht, diese verlorenen Erinnerungen zurückzuholen. Irgendetwas zu finden, womit ich die Zeit »ohne Gedächtnis« endlich wieder füllen kann. Diese Zeit ohne Gedächtnis fühlt sich für mich bis heute so an, als hätte ich gar nicht gelebt. Doch trotz aller Bemühungen bleiben viele meiner Erinnerungen bis heute unauffindbar. Aber vielleicht ist es auch besser so.

Die Herausgabe meiner Jugendamt-Akte hatte ich mir damals hart erkämpfen müssen. Als ich sie nach Jahren endlich in den Händen hielt, war für mich klar, dass sie nicht vollständig ist, nicht vollständig sein konnte. Erst nach und nach gelangte ich durch Eigenrecherche an weitere relevante Informationen und auch Unterlagen.

Meine Taufpatin beispielsweise, die ihr Nebengebäude an meine leiblichen Eltern vermietet hatte, meinte bei meinem Besuch damals, dass meine leiblichen Eltern eine Familienhelferin zur Seite gestellt bekommen hatten. Des Weiteren meinte sie, dass wir – sie sprach von fünf Kindern – vor der Übergabe an Pflegeeltern kurzfristig in einem Heim untergebracht gewesen seien. Da sich die Verhältnisse bei meinen Eltern aber wieder gebessert hätten, seien wir wieder zu unseren Eltern zurückgekommen. Im Nachhinein stellten sich diese Angaben allesamt als falsch heraus. Es gab weder eine Familienhelferin noch waren wir in einem Heim untergebracht gewesen, und fünf Kinder waren wir auch nicht.

Die Anzahl der Kinder variierte ohnehin von Auskunftsperson zu Auskunftsperson. Mal hieß es, dass ich drei Geschwister hätte, mal war von vier oder fünf die Rede, ein anderes Mal sollten es wieder nur zwei sein.

Licht ins Dunkel konnte nur eine Person bringen. Meine Mutter.

ABSCHIED UND ANKUNFT

Feldkirchen: Gendarmerie fand Kleinkind unterkühlt im Bett

Vier kleine Kinder wurden von Mutter zurückgelassen

Der Brauereiarbeiter 34, aus Feldkirchen bei Graz ist verzweifelt: Bereits zum viertenmal wurde er von seiner 30 Jahre alten Gattin verlassen und muß sich jetzt um die vier Kinder im Alter von zwei bis kaum sieben Jahren kümmern.

Am Sonntag verschwand die dreißigjährige Frau zum drittenmal innerhalb kurzer Zeit. Während der Gatte in der Umgebung nachsuchte, blieben die vier Kinder im ungeheizten Haus zurück. Eine Nachbarin hörte die Kleinen weinen und alarmierte die Gendarmerie.

Als die Beamten kamen, lag die kaum zweijährige Marie schon stark unterkühlt im Bett. Die Gendarmerie benachrichtigte die Fürsorge, die gleich Maßnahmen einleitete.

Am Montag tauchte die Frau jedoch wieder auf, als ob nichts geschehen wäre. Es kam zu einer Aussprache zwischen den Eheleuten — mit dem Erfolg, daß am Mittwoch wieder aus dem Haus verschwand.

Damit die sechseinhalbjährige der fünfjährige, die dreieinhalbjährige und zweijährige Marie nicht von der Fürsorge weggebracht werden, nahm sich der Brauereiarbeiter Urlaub. Vorläufig sorgt er selbst für die Kinder. „Ewig kann das aber nicht so weitergehen“, sagte der Mann zur NZ. „Entweder meine Frau kommt zurück oder die Kinder müssen wirklich weg.“

Die Zustände in unserem Elternhaus besserten sich nicht, was für meine Geschwister und mich weitreichende Folgen hatte. Auf gerichtliche Anordnung hin wurden wir durch die Jugendwohlfahrtsbehörde aus der Familie genommen.

Wie sich der Abschied für mich als kleines Mädchen anfühlte, das weiß ich nicht. Mit meinen knapp zwei Jahren war ich zu klein, um mich heute daran erinnern zu können. Es war nicht nur der Abschied von der gewohnten Umgebung, sondern auch von meinen Geschwistern.

Wir vier fanden nördlich von Graz bei Pflegefamilien ein neues Zuhause. Da wir zu unterschiedlichen Pflegefamilien kamen, verlor ich gänzlich den Kontakt zu zwei meiner Geschwister. In meinem neuen Zuhause, bei meinen Pflegeeltern und ihren beiden leiblichen Töchtern, sollten Liebe und Fürsorge eine zentrale Rolle spielen, alles sollte sich von nun an zum Besseren wenden. Doch dem war nicht ganz so. Meine Pflegeeltern gaben mir zwar ein neues Zuhause, doch sie vergaßen nur allzu oft, dass sie ein traumatisiertes Kind bei sich aufgenommen hatten. Für mein neues Daheim und für die Mühen, die sie mit mir hatten, sollte ich stets Dankbarkeit zeigen. Und das war ich auch, ich war meinen Pflegeeltern dankbar. Ihrer Ansicht nach aber nicht genug, denn sie kamen immer wieder mit dem Vorwurf der Undankbarkeit. Als Kind hatte ich aber nun mal nur sehr eingeschränkte Möglichkeiten, ihnen meinen Dank zu zeigen. Das, was

in meinen kindlichen Möglichkeiten stand, habe ich getan. Aber meine Dankbarkeit endete vorzeitig. Sie endete, als ich langsam zu verstehen begann, dass vieles, was sich bei meinen Pflegeeltern zugetragen hatte, nicht normal war. Und sie endete auch, weil es mir irgendwann nur noch egal war, was mit mir passieren würde.

Nach außen hin war ich ein Mädchen, das sich im Beisein seiner Pflegefamilie mit aufrechter Körperhaltung und freundlicher Miene überall anzupassen und unterzuordnen versuchte. Ich war ein Mädchen, das im Beisein seiner Pflegeeltern sein Innenleben für Außenstehende gut abzuschirmen wusste und so tat, als wäre zuhause alles in Ordnung. Ich war ein Mädchen, das funktionierte, weil es sich so gehörte und weil es so verlangt wurde.

Die Probleme, die ich in meine Ersatzfamilie mitgebracht hatte, werden keine kleinen gewesen sein, davon gehe ich zumindest aus, wenngleich meine Pflegeeltern anderes behaupteten. Alice Ebel spricht in ihrem Praxisbuch »Pflegekind« eine Problematik an, die ganz bestimmt auch auf mich zugetroffen hat:

»Die Kinder, die neu in Pflege-/Adoptivfamilien vermittelt werden, haben meist eine schwierige Vorgeschichte, die dazu führt, dass sie kein Vertrauen zu Erwachsenen haben – im Gegenteil, sie misstrauen allem und allen. Sie haben erfahren, dass die Welt nicht verlässlich ist, dass das Leben bedroht wird, dass Hilfe kaum zu erwarten ist, dass man auf sich allein gestellt ist. Es gilt eigentlich nur, das ‚hier und jetzt‘ zu

*überleben und zu bewerkstelligen. Das Leben ist ein Kampf.
Dies ist die Sicht der Welt dieser Kinder.«¹*

Das Leben bei meinen leiblichen Eltern musste schon ein Kampf für mich gewesen sein, das Leben bei meinen Pflegeeltern war es aber genauso. Denn meine großen und kleinen Vergehen wurden von meinen Pflegeeltern sanktioniert und nicht selten ziemlich hart. Meine seelische Not wurde im Laufe der Jahre daher nicht weniger, sondern immer mehr. Wie ein Schneeball, der einen Berg hinunterrollt, mehr und mehr Schnee aufnimmt und immer größer wird.

TAGTRÄUME

Wir fahren einkaufen«, sagt meine Pflegemutter mürrisch.

Ich stehe schon eine Weile nahe der Haustüre, am Stiegenaufgang in Richtung Vorzimmer, und frage mich, ob ich mir meine Schuhe anziehen soll. Ihrem Gesichtsausdruck kann ich dieses Mal keine weiteren Anweisungen ablesen. Ich warte zu, denn was auch immer ich in den darauffolgenden Minuten tun werde, es wird ohnehin falsch sein. Ziehe ich mir die Schuhe an und warte, höre ich ein unfreundliches: »Du bleibst da!«

Ziehe ich mir meine Schuhe nicht an, folgt ein hartes: »Worauf wartest du?«

Als mir gesagt wird, dass ich heute zuhause bleibe, bin ich erleichtert. Ich hasse es, in der Öffentlichkeit gefügig neben meinen Pflegeeltern herzutrotten und so tun zu müssen, als wäre alles in bester Ordnung. Wenn ich zuhause bleiben darf, dann heißt dies aber auch, dass sie nicht lange wegbleiben werden.

Ich gehe raus und stelle mich unmittelbar neben das Garagentor. Meine Pflegemutter sieht mir nach, um sich zu vergewissern, dass ich sie nicht beobachte, wenn sie drinnen von Tür zu Tür geht, sie versperrt und wie immer die Schlüssel abzieht und anschließend versteckt. Ich tue so, als bekäme ich nichts davon mit. Die Toilette bleibt mir immer zugänglich, und manches Mal auch die

Küche. Warum sie die Küche nicht immer absperrt, ist mir ein Rätsel. Vielleicht möchte sie mich damit auf die Probe stellen. Mir ein Blatt Wurst aus dem Kühlschrank oder Mineralwasser aus der Vorratskammer zu nehmen, wäre ein Regelverstoß, den ich bei ihrer Rückkehr bereuen würde. Vielleicht hofft sie, dass ich eines Tages doch schwach werde und mir etwas nehme, das mir aus ihrer Sicht nicht zusteht. Ich weiß es nicht.

Heute hat sie auch die Küche abgesperrt, aber das macht mir nichts aus, denn ich gehe ohnehin »fort«.

Gespannt warte ich, bis mein Pflegevater das Fahrzeug rückwärts aus der Ausfahrt lenkt. Schnell schließe ich hinter ihm das Tor, schiele an den Thujen vorbei und warte darauf, dass meine Pflegeeltern mit dem Auto nach links in die Hauptstraße einbiegen und davonfahren.

Sofort laufe ich in den Garten zum hoch aufgeschichteten Holzstapel. Wie immer gehe ich um ihn herum und schaue mir die Holzstämme an. Ich halte Ausschau nach Harz. Lange brauche ich nicht, bis ich so ein kleines, klebriges Teil gefunden habe. Vorsichtig entferne ich mit meiner Fingerkuppe eine Harzperle vom Holz. Das gelblich gefärbte Pech wird mir wie immer ein paar glückliche Augenblicke schenken. Um keine Grasflecken auf meiner Kleidung zu hinterlassen, nehme ich mir ein sauberes Stück Holz vom Stapel, setze mich darauf und lehne mich mit dem Rücken an den Holzstoß. In der Thujenhecke, die unmittelbar vor mir gepflanzt ist, ist Leben. Im Inneren der Hecke sitzen Spatzen auf den feinen Astgabeln. Sie

verhalten sich ruhig, lediglich ihre Schnäbelchen öffnen und schließen sich ab und an. Wie immer, wenn ich da sitze und sie in der Hecke betrachte, frage ich mich, ob sie eine Familie sind. Ich beobachte sie und ich weise ihnen jedes Mal ihre Rollen zu. Einen Piepmatz erkläre ich zum Papa, einen zur Mama, andere zu Geschwistern, Onkeln und Tanten. Manchmal gebe ich ihnen sogar Namen. Im Geiste spiele ich mit ihnen Mama, Papa, Kind. Dabei geselle ich mich in meiner Fantasie als Spatzenjunge zu ihnen. Dort sitze ich dann mit meinen Spatzengeschwistern, rede und spiele mit ihnen und fühle mich in Anwesenheit meiner Spatzeneltern sicher. Und plötzlich werde ich traurig, denn ich bin wieder zurück in der Realität. Ich möchte so gerne eine von ihnen sein, möchte auch behütet in den Ästen sitzen, möchte meine Flügel ausbreiten und gemeinsam mit meiner Familie furchtlos die weite Welt erkunden können. Doch im Grunde gehöre ich auch ein klein wenig zu ihnen. So ruhig wie sie in der Hecke sitzen und sich so auch vor Feinden schützen, sitze auch ich zusammengekauert hinter dem hohen Stapel, ganz still und leise.

Das Harz haftet nach wie vor an meinem Finger. Ich beginne daran zu riechen, ziehe mir den intensiven Geruch immer wieder kräftig in die Nase. Meine Ängste, Sorgen und Nöte sind beinahe wie ausradiert, mein Körper fühlt sich leicht an, meine Seele ist frei von Schmerz. Es ist beinahe so, als würde ich damit fortfliegen können.

Denkt sie an mich, vermisst sie mich? Sie wird mich eines Tages abholen, mich in ihre Arme nehmen und mir sagen, dass sie mich all die Zeit über schrecklich vermisst hat. Bestimmt ist sie deshalb noch nicht gekommen, weil sie noch keine Zeit hatte. Ich schreibe ihr ein Gedicht, damit sie sieht, dass ich sie nicht vergessen habe, dass ich immer an sie denke.

Sie steht verlassen und mit suchendem Blick auf diesem asphaltierten Platz. Rund um diesen Platz gibt es keine Häuser, keine Blumen, keine Menschen. Heute sieht sie besonders nachdenklich aus. Hat sie Kummer? Ich könnte sie trösten, damit es ihr besser geht. Ich stehe auf einer schmalen Straße, einige Meter von ihr entfernt. Ringsherum sehe ich kein Leben. Ich winke ihr zu, lächle sie an, aber sie scheint mich nicht zu sehen. Noch einmal winke ich erwartungsfroh, tripple nervös auf der Stelle, ehe ich ihr entgegenlaufe. Wieder sieht sie nur ins Leere. Möchte sie mich etwa nicht sehen? Ich stupse sie an, zupfe an ihrem ausgefransten Rock, umarme ihren Oberschenkel. Sie ist so unbeschreiblich warm. Ihre Wärme gibt mir Halt und Mut. Eines Tages wird alles gut werden, das weiß ich. Ich schaue zu ihr hoch, lächle sie immer wieder an und warte sehnsüchtig darauf, dass sie endlich ihre Arme öffnet, mich hochnimmt und mir zeigt, wie glücklich sie ist, dass ich da bin. Doch ihre Augen wandern überallhin, nur nicht zu mir nach unten. Vielleicht wartet sie auf Menschen, die ihr dabei helfen werden, mich und meine Geschwister nach Hause zu holen. Darauf freue ich mich so sehr, dass ich es kaum noch erwarten kann.

Wie ein kleines Äffchen klammere ich mich an sie, schmiege meine Wangen an ihr Bein. Ich werde traurig, weil sie sich fortlaufend von mir wegdreht, mich nicht zu bemerken scheint. Ich weiß nicht, wonach sie sucht, worauf sie wartet. Ich bin neugierig und aufgeregt zugleich, denn ich möchte sehen, wen sie erwartet. Vielleicht kenne ich diesen Menschen und vielleicht nehmen sie mich dann beide mit. Ich warte mit ihr und ebenso warte ich darauf, dass sie endlich Notiz von mir nimmt. Doch heute wird es wieder umsonst sein. Wenn ich sie lasse, könnte sie mich vergessen, davor habe ich Angst. Ich umschlinge noch einmal ganz fest ihre Beine, ich streichle sie, ehe ich sie wieder freigeben muss. Ich glaube, heute hat sie wieder keine Zeit für mich, aber ich bin ihr nicht böse. Bei unserer nächsten Begegnung wird alles anders sein, das weiß ich genau.

Es ist niemand gekommen und es macht den Anschein, dass sie gehen will. Sie verlässt den Platz, dreht sich dabei noch ein paar Mal um. Ich gehe rückwärts, ohne darauf zu achten, was hinter mir ist. Vielleicht sieht sie mich erst, wenn ich mich weiter von ihr entferne. Wenn ich rückwärts gehe, verpasse ich keine Gelegenheit, falls sie mich doch noch erkennen sollte. Sie wird wiederkommen, das weiß ich. Heute war es nur der falsche Zeitpunkt, sie war wieder zu beschäftigt, aber sie wird zurückkehren und mich zurückholen.

TAGTRÄUME VERSUS REALITÄT

Den Geruch von Harz liebe ich auch heute noch, wenngleich es diese berauschende Wirkung nicht mehr hat.

So viele Jahre hing ich meinen Tagträumen nach. Ich glaube, sie retteten mir in gewisser Weise das Leben. Ich rief meinen Butler, der mich geholt und mit seinem magischen Teppich hinauf zu den Wolken gebracht hatte. Ich setzte mich hinter den Holzstapel, schrieb Briefe und Gedichte an meine Mutter, holte sie mir vor mein geistiges Auge und träumte mir die Welt in ihren Armen schön. Und dann gab es noch meine Geschwister. Ich wusste zwar nicht, wie viele ich tatsächlich hatte, aber mit denen, von denen ich wusste, träumte ich mich immer wieder in eine friedliebende Welt. Mit Ausnahme von meiner Schwester Antonia, die unweit von mir untergebracht war, hatte ich keine Ahnung, wie meine Eltern und die übrigen Geschwister aussahen. Zu klein war ich damals gewesen, als dass ich mir ihre Gesichter hätte dauerhaft einprägen können. So malte ich mir meine ganz eigenen Familienmitglieder aus. In meinen Traumbildern erschienen meine Geschwister nicht nur als schützende und stützende Verbündete, sondern auch als lebhaftes Spielgefährten. Wir begegneten uns und spielten immer an denselben Orten. In meiner Fantasiewelt spielten wir sehr oft auf einer riesengroßen Wiese

Fangen. Dann wieder gingen wir alle zusammen Hand in Hand einen schmalen Weg entlang, und in weiterer Folge auf einen Hügel. Jeder von uns trug eine Tasche mit sich. Manche trugen sie auf dem Rücken, andere hatten sie in der Hand. Jedes Geschwisterchen hatte in seiner Tasche ein oder mehrere Lieblingsspielzeuge. Wir trotteten in Richtung Hügel und kaum waren wir dort angekommen, setzten wir uns im Kreis auf und holten unsere Spielsachen aus unseren Taschen. Ich war immer die Aufgeregteste und Neugierigste von allen. Ich konnte es kaum abwarten, bis die anderen ihre Schätze ausgepackt hatten. Da saßen wir dann auf der sattgrünen Wiese, tauschten untereinander unsere Stofftiere, Steine und kleinen Bälle und spielten damit lustige Spiele. Manchmal saßen wir in meinen Träumereien sogar nachts, als es bereits stockdunkel war, auf dieser Wiese und alberten in der Finsternis herum.

Das waren sie gewesen, meine Träumereien. Die Realität sah freilich anders aus. Auch außerhalb dieser Fantasiegebilde war meine Sehnsucht nach meinen Geschwistern nicht weniger groß. Die ganzen Jahre über fragte ich mich, was mit ihnen geschehen war, wohin sie gekommen waren und wie es ihnen wohl ging. Ebenso fragte ich mich ständig, ob ich sie jemals wiedersehen würde. Meine Pflegeeltern hatten sich von Anfang an in Stillschweigen gehüllt. Mit den wenigen Wortfetzen, die mir meine Pflegeeltern ab und an hingeworfen hatten oder ich aufgeschnappt hatte, wenn sie sich mit anderen über